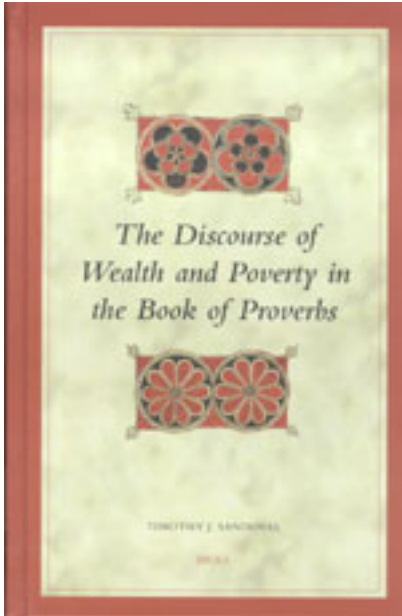


RBL 07/2006



Sandoval, Timothy J.

The Discourse of Wealth and Poverty in the Book of Proverbs

Biblical Interpretation Series 77

Leiden: Brill, 2005. Pp. xvi + 234. Hardcover. \$99.00.
ISBN 9004144927.

James Alfred Loader

Institut für Alttestamentliche Wissenschaft und Biblische Archäologie, Universität Wien
Wien, Austria A-1090

Dass dieser Band eine leicht überarbeitete Fassung einer an der Emory Universität eingereichten Dissertation ist, teilt der Verfasser gleich am Anfang (xi) mit. Aber auch ohne die Auskünfte der vorgefügten Anerkennungsworte sollte es jedem klar sein, dass wir hier die Gattung der Universitätsdissertation vor uns haben. Die stringente Organisation der Kapitel bietet dafür ein typisches Beispiel. Voran geht eine Einführung, in der die Untersuchung gerechtfertigt wird („Why This Text?“) und deren theoretischen Grundlagen dargelegt werden, hier auf „Metapher“ und „Diskurs“ fokussiert, wobei der Verfasser sich dem Ricœur’schen Ansatz sehr verpflichtet zeigt. Die obligatorische aber nützliche Forschungsübersicht zum Thema „Reichtum und Armut im Sprüchebuch“ (Kap. 2) leitet zur Darlegung der eigentlichen Forschung über. Diese ist sich in drei Kapitel zu den vom Verfasser in den Sprüchen erkannten „Diskursen“ von Reichtum und Armut gliedert: der Diskurs von Reichtum und Armut in Spr. 1–9 (Kap. 3), die beiden Diskurse von der „Tugend der Weisheit“ und von der „Sozialen Gerechtigkeit“ in Spr. 10–31 (Kap. 4), der Diskurs von „sozialer Wahrnehmung“ in Spr. 10–31 unter Berücksichtigung der vom Verfasser so genannten „Gestalt“ der Sprüche (Kap. 5). Es folgt die übliche Zusammenfassung der Ergebnisse, hier allerdings eine „Konklusion“ (Kap. 6), die wiederum aus „Konklusionen“ schöpft, die gewissenhaft am Ende von jedem Kapitel außer dem vorletzten (und sogar von Unterabschnitten, 141) rekapitulieren, was

bereits wiederholt in den jeweiligen Ausführungen selbst gesagt worden war. Darüber hinaus bietet das letzte Kapitel vorsichtig und etwas unverbindlich anmutend auch eine denkbare sozialgeschichtliche Situierung des Sprüchebuches—was freilich nicht als „Schlussfolgerung“ aus dem in den früheren Kapiteln Ausgeführten angesehen werden kann.

Reichtum und Armut im Sprüchebuch ist kein neues Thema. Seit den sechziger Jahren (etwa die kurzen Studien von F. C. Fensham 1962 oder T. Donald 1964) über Studien wie von B. W. Kovaks 1974 und B. V. Malchow 1982 bis in die neunziger Jahre (etwa die längeren Untersuchungen von R. N. Whybray 1990, R. Van Leeuwen 1992 und H. C. Washington 1994) wurde das Thema mehrmals behandelt. Davon gibt der Verfasser selbst einen guten Überblick (29ff.), wobei er seinen eigenen Beitrag durchwegs sehr bewusst von allen anderen absetzt. Während die unterschiedlichen Gesichtspunkte, die zur Reichtum-Armut-Thematik im Buch vorkommen, nach Sandoval entweder den unterschiedlichen und komplizierten Realitätswahrnehmungen der Weisen oder einer geschichtlichen Entwicklung oder divergierenden sozialhistorischen Situationen zuzuschreiben seien, meint er, eine viel größere Kohärenz in den Aussagen des Buches sehen zu können. Das argumentiert er mit seiner These der „Diskurse“ im Sprüchebuch.

Sandoval nennt den (Sub-)Diskurs von Reichtum und Armut in vor allem Spr. 10–31, aber auch in Kap. 1–9, den „Diskurs von der Tugend der Weisheit“. Nach ihm bietet dieser umfangreichste der drei von ihm identifizierten Diskurse das Motiv des Reichtums als Symbol des Guten, um damit den Hörer vom Wert der Weisheit zu überzeugen. Mit seinen typischen Vokabeln der Wurzeln *šr*, *hwn*, *mcswr* und *rjš* soll dieser Diskurs als Motivation für den Jüngling dienen, den Weg der Weisheit zu wählen.

Ebenfalls findet der Verfasser den (Sub-)Diskurs von sozialer Gerechtigkeit hauptsächlich in Kap. 10–31, aber auch in Kap. 1–9. Hier seien die eigentümlichen Vokabel *dl*, *'nj* und *'bjwn*, die für eine Darstellung eines Ethos von Barmherzigkeit gegenüber den sozialökonomisch Schwachen verwendet werden. Bei diesem „particular economic ethic“ könnte die von Sandoval unterschätzte Frage gestellt werden, ob es wirklich soziale Gerechtigkeit ist oder ob es nicht nur einen ökonomischen *status quo*, „der doch ein Herz hat“, anerkennt. Obwohl keineswegs unwichtig, kann diese Sicht aber hier dahingestellt bleiben, weil sie die bloße Existenz eines solchen Diskurses nicht anzweifelt und weil es nicht in der Absicht des Verfassers liegt, mehr als eine Beschreibung zu bieten, wie dieses Ethos aussieht. Die Tatsache, dass er ganz am Ende seiner Arbeit (211) nebenbei „evaluiert“, dass das Sprüchebuch zutiefst konservativ bleibt, verändert daran nichts.

Der Dritte (Sub-)Diskurs heißt „der Diskurs von sozialer Wahrnehmung“. Auch hier kann man die Benennung hinterfragen, da dieser Diskurs nach dem Verfasser selbst

eigentlich nichts „wahrnimmt“, sondern vielmehr die Folgen übermäßigen Reichtums kommentiert und kritisiert oder die sozialen Konsequenzen der Armut evaluiert (208).

Die drei Diskurse überschneiden einander teilweise, aber das Wichtige ist nach Sandoval, dass man erkennt, wie die Aussagen des Sprüchebuches zu Reichtum und Armut einander beeinflussen und ergänzen, so dass ein komplexes Gefüge entsteht. Damit ist dem Kern der Hauptthese nahe gekommen: Angesichts dieser Aufeinanderbezogenheit gäbe es eine Einheit im übergreifenden Hauptdiskurs zu Reichtum und Armut des Sprüchebuches. Meiner Meinung nach artikuliert der Verfasser mit diesem Gedanken sowohl seine Stärke als auch seine Schwäche. Zunächst ist es ihm gelungen, die Diskurse im Buch nachzuweisen. Obwohl sich nicht jeder mit dem Begriff der Diskursanalyse als (nur) sozialideologischer Forschung (20) wohl fühlen wird, ist diese Perspektive in der Linie Bakhtins durchaus legitim. Sie wird von Sandoval als wertvoll dargestellt. Seinen positiven Beitrag sieht dieser Rezensent vor allem darin, dass der Verfasser auf der Ebene des *Buches*, d.h. der redaktionell zu Ende geführten Sprüchesammlung, nachgewiesen hat, wie verschiedene, teils auseinanderstrebende Dimensionen der Reichtums- und Armutsthematik einander begrenzen und daher beeinflussen. Nachvollziehbar ist das im Lichte seiner Argumentation aufgrund des Prologs. In einer eingehenden Diskussion (45ff.), auf die er immer wieder zurückkommt, entwickelt er die Sicht, dass der Prolog als „hermeneutischer Schlüssel“ eine Einladung darstellt, das ganze Buch auf seinen Tropengehalt zu befragen, sprich: eine symbolische Auslegung zu bevorzugen.

Aber dabei kehrt er auch, obwohl er das nicht will, zu viel unter den Teppich. Immer wieder wendet er sich gegen eine „übermäßig literalistische“ („overly literalistic“) Auslegung. Damit ist gemeint, dass sowohl die Lehrdichtungen in Kap. 1–9 als auch die einfachen Sprüche ab Kap. 10, die zum Diskurs von Reichtum und Armut gehören, auf ihren bildlichen Sinn befragt werden sollen, da sie „generell bildlich funktionieren“ („generally function figuratively“ [118]). Dabei ist der Verfasser immer wieder darum bemüht, zu versichern, dass er nicht jede „buchstäbliche“ („literal“) Interpretation ablehnt und dass solche Auffassungen „gewissermaßen wahr“ oder „denkbar“ seien, aber dieses Geständnis spielt keine Rolle, sein einseitiges Treiben der „übertragenen“ Leseweise zu mäßigen. Daher überrascht es nicht, dass einige Bedenken sich hinsichtlich der Durchführung seines eigenen Diskurses hervordrängen.

Zum einen wäre zu fragen, wie eine Interpretation „übermäßig literalistisch“ ist. Der ständig wiederholte Einwand setzt voraus, dass es eine *weniger* buchstäbliche Interpretation gibt. Wie sieht diese aus und wie ist die These davon berührt? Der Verfasser räumt dem

Literalsinn von Reichtum- und Armut-Sprüchen immer wieder ein gewisses Recht ein,¹ aber das bleibt praktisch wirkungslos und scheint nur als rhetorische Absicherung zugegeben zu sein. Es kann aber sein, dass die angebliche Kohärenz seiner Diskurse bei einer alternativen Lesestrategie weniger überzeugend erscheint.

Sandoval scheint mir weiters eine gute Illustration zu bieten, dass *verschiedene* Lesungen eines geschichteten Buches wie Sprüche nicht nur möglich, sondern auch nötig sind. Wiewohl es verständlich ist, dass eine Dissertation sich zu „verschiedenen Lesearten“ bekennt, aber doch nur eine bevorzugt, zeigt der Autor dennoch, dass eine generell „bildliche“ Lesestrategie nur auf einer Ebene funktionieren kann. Das Ignorieren der hinter der letzten Textgestalt stehenden Dimensionen führt zu Problemen auf allen Textebenen, einschließlich der „Endgestalt“ (was immer das auch sein mag). Davon spricht der dritte Problemenkreis, der sich hier meldet.

Fraglich ist nämlich besonders die Unterbewertung des Tun-Ergehen-Zusammenhangs (Sandoval spricht am liebsten vom „wisdom prosperity axiom“, also vom Weisheit-Wohlstand-Axiom), die ein Hauptmerkmal der Dissertation ausmacht. Obwohl ein solcher Versuch dort verständlich ist, wo man die Diskurse möglichst kohärent vorstellen will, vermag der Verfasser damit nicht zu überzeugen. Immer wieder gibt er zu, dass „etwas“ in dieser Kausalitätsauffassung steckt, nur um sie dann als zu buchstäblich und nicht „ganz“ richtig herunter zu spielen. Die Schwäche dieser schwammigen Sicht ist z.B. gut in der Diskussion von Spr. 11,4 und 28 (163–64) zu beobachten. Dass der Tun-Ergehen-Zusammenhang der israelitischen Weisen generell—und nicht nur der Redaktoren des vorliegenden Buches—„am besten als Konstruktion einer symbolischen Weltanschauung“ zu interpretieren ist, die empirisch nicht verifizierbar ist und nie so gemeint war (205–6), wird keineswegs nachgewiesen, sondern ist eine unbegründete Annahme. Das dürfte von der These bedingt worden sein, dass weniger Diskrepanzen und Spannungen im Buch vorkämen denn normalerweise gedacht. Aber damit wird eine Schwierigkeit gerade herbeigeführt. So wäre die Entstehung einer Glaubenskrise und der Theodizeefrage unverständlich. Dieses Glaubensringen mit der empirischen Realität ist nur dort begreiflich, wo gerade die Diskrepanz, die Sandoval elegant wegerklärt, eine empirisch erfahrbare Realität ist. Die von ihm behauptete „Kohärenz“ der Sprüche ist nur um den Preis eines lückenlosen Systems, in dem alles passt, zu haben. Aber eben das verursacht die Theodizeekrise.

1. Der Verfasser selbst interpretiert etwa Aussagen über Waagschalen und Gewichte (Spr. 11,1; 16,11; 20,10.23) recht „literalistisch“; vgl. 143–44, wobei unklar bleibt, warum man nicht auch bei anderen ohne den „Schlüssel“ der metaphorischen Interpretation auskommen kann. Einfache Gerechtigkeit und „fairness“ im Handel und beim Gericht sind ja auch durchaus moralische Werte.

Der Autor besteht immer wieder darauf, dass Reichtum und Wohlfahrt positiv sind (z.B. 118, wo freilich seine Formulierung bei der Frage welche Kapitel des Sprüchebuches nun die „späteren“ seien, verwirrend ist). Allerdings wird er nie müde, sie als „mindere Güter“ („lesser goods“) abzuqualifizieren, und zwar solche, die nie mit einem fundamentalen Gut, Weisheit, verwechselt werden sollten. Dazu dienen seine eingehend dargelegten metaphorischen Interpretationen. Aber wer bestreitet das? Sogar Vertreter der alten „eudämonistischen“ Auffassung von Sprüchen leugnen nicht, dass der Wert der Weisheit überragend ist. Der Wert der Wohlfahrt ist, dass sie den Wert der Weisheit *demonstriert*. Um ein Beispiel hervor zu heben: es ist nicht so „klar“, dass die Faulheit-Fleiß-Aussagen eher etwas über Tugend als über den Ursprung von Reichtum und Armut sagen (138ff.). Der Faule (etwa Spr. 10,26) wird getadelt, *weil* er das Erringen von Erfolg frustriert. Man erkennt die Untugend bzw. Tugend gerade an ihren Folgen, wobei eine Aufteilung zwischen „höheren“ und „niedrigeren“ Werten nicht vom Text her gerechtfertigt werden kann. Nach Sandoval selbst ist Reichtum ein „motivierendes Symbol“, dem er sogar zwei ganze Abschnitte widmet (71–101). Dann bedeutet das logisch, dass der „höhere“ Wert an sich nicht für überzeugungsfähig gehalten wird, sondern erst mit Hilfe eines „niedrig“ genannten, aber erst wirklich wertvollen Wertes attraktiv gemacht werden soll. Was für ein „moral value“ wäre das?

Dass es sich um eine typische Dissertation handelt, spürt man sofort am Übereifer, sicher zu stellen, dass Leser und Leserinnen die Argumentführung integriert und deren Teile eng zusammenhängend empfinden. Das sind sie auch. Der Verfasser hätte sich die Mühe ersparen können, ständig zu deklarieren, was er jetzt vorhat, dies dann auszuführen, und schließlich wiederholt kundzutun, was er früher eigentlich gemacht hat (wobei sein Lieblingsverb, „intimate“, ein Manierismus ist).

Das Buch leidet unter vielen orthographischen Inkonsequenzen, Rechtschreibfehlern, englischen Sprach- und Formulierungsfehlern und schlampigen Wiedergaben von deutschen Wörtern und Namen (z.B. 102, 150, 173, 229), die man in der *Biblical Interpretation Series* nicht erwartet. Aber weder das noch die Bedenken, die die Ausführungen Sandovals aufrufen, heben auf, dass er eine wertvolle Monographie vorgelegt hat. Einmal wegen der zwar für diesen Rezensenten einseitigen, aber dennoch durchaus möglichen Darlegung einer rhetorischen Lesung auf der Ebene des durchkomponierten Buches, und zum anderen wegen seiner eingehenden Einzelexegese. Eben in diesen oft reichlich mit Literaturangaben und Sonderauseinandersetzungen versehenen Ausführungen wird der an Sprüchen interessierten Leserschaft viel Wertvolles geboten.